

Frauenstimme

Nr. 9 + 44. Jahrgang

Beilage zum Vorwärts

28. April 1927

Frauen, feiert den 1. Mai!

Der 1. Mai ist kein gewöhnlicher Ruhetag, an dem wir nur die Arbeit niederlegen, um sie am nächsten Tag mit frischen Kräften aufnehmen zu können. Der 1. Mai ist ein Tag der Besinnung. Wir gedenken an diesem Tag der sozialen und politischen Aufgaben, die die Not der Menschheit uns auferlegt. Wir gedenken der nächsten mühsamen Schritte unseres Weges zur Erfüllung dieser Aufgabe und des letzten großen Sieges unserer Sache, des Durchbruchs des Sozialismus, der eine Neuschöpfung der Welt bedeuten soll.

Wir erleben den Tag mit den Besinnungsfreunden in Stadt und Land. Mit uns und ihnen besinnt sich an diesem Tag auf Herkunft und Zukunft des Sozialismus die leidende und kämpfende Arbeiterschaft der Welt.

Aber der 1. Mai ist nicht nur ein Tag der Besinnung, er ist auch ein Tag der Verkündigung. Auf Tausenden von Straßen und Plätzen der Welt kommen die Proletarier zusammen. Wollen sie doch auch der Welt zeigen, daß die Weltarmee des Sozialismus wächst an Zahl und an Kraft und nicht mehr überwunden werden kann!

Die anderen Tage des Jahres gehören dem Kleinkampf für die Ziele des Sozialismus, der 1. Mai gehört der Freude, ein Kämpfer zu sein, mit Millionen Kämpfern der Welt um eine bessere, eine glücklichere Menschheit zu streiten. In das junge Grün und die zarten Blüten rufen wir es jubelnd hinaus, daß wir an den Sieg unseres Lebenskampfes glauben, an den Sieg unserer Idee, an den Sieg des Sozialismus! Ihr Frauen, die ihr in den gewerblichen Betrieben tagaus und tagein eure Arbeit tut, oder die ihr als armselige Tageslöhnerinnen auf dem Felde eines großen Gutsherrn arbeitet, oder die ihr über eure Schreibmaschinen gebückt im Bureau sitzt, oder ihr anderen, ihr Hausfrauen, die ihr des großen Glücks, für geliebte Menschen sorgen zu dürfen, euch nicht erfreuen könnt, weil die Not nur nicht aussehende Sorge um diese Menschen aufgenommen läßt, feiert trotz der Mühseligkeit eures täglichen Lebens diesen Tag mit uns. Seid einmal mehr als nur Arbeiterin, Angestellte, sorgende Arbeiterfrau, seid an diesem Tag bewußte Kämpfer für die große Sache der Menschheit.

Die Weltarmee, in die ihr euch einreihen sollt, zieht in einen Kampf, der nicht mit blutigen Waffen geführt wird, sondern mit der Kraft des Geistes und der Begeisterung des Herzens. Er gilt nicht Ruhm und Waffenehre und der Ueberwindung anderer Völker. Er gilt vielmehr dem Frieden der Völker untereinander. Krieg, blutiger Völkerring, wie ihn die meisten von uns noch schauernd miterlebt haben, wird solange unter den Völkern sein, als die Menschheit ihn

nicht verabscheut. Solange werden Mütter ihre Söhne, Frauen ihre Männer, Kinder ihre Väter um eines frühen Todes beweinen müssen, als die Menschheit nicht den Frieden und nur den Frieden will. Die Völker müssen bereit sein, bei Konflikten untereinander statt zu den Waffen zu greifen, sich zu verständigen, Schiedsgerichte, die den Streit schlichten, anzurufen und sich dem Urteil zu unterwerfen. Die Armee des Sozialismus will die Völker zu solcher Friedfertigkeit erziehen. Auf ihrer roten Fahne steht der Friede. Darum, Frauen, marschiert mit am 1. Mai.

Auf vielen von euch lastet die Erwerbslosigkeit, wenn nicht die eigene, so die des Ernährers eurer Familie oder eurer arbeitsfähigen Kinder. Der Lohn, den ihr selbst oder der Ernährer eurer Familie nach Hause bringt, ist, gemessen am Grad der Teuerung, schlecht. Die werdende Mutter hat nur geringen Schutz durch den Staat bei ihrer Erwerbsarbeit. Ihre Gesundheit wird dadurch ruiniert, ihr Kind gefährdet. Noch ist die Arbeit von Schulkindern erlaubt. Die durch die Not von Kriegs- und Inflationszeit geschwächten Jugendlichen haben keine Ferien. Tagaus und tagein gehen sie zur Arbeit. Der gesetzliche Achtstundentag, den uns die Revolution gebracht, ist aufgehoben. Immer kleiner wird das Stück des Arbeitsprozesses, das Arbeiter und Angestellte überschauen. So wird die Arbeit in Fabrik und Kontor immer eintöniger, immer leerer. Aber sie wird immer schneller, immer genauer. Immer mehr spannt sie die Sinne und

Erster Mai.

Heraus aus eurer Straßen Drängen,
Wie schwillt die Seele von Gefängen,
Wie weiten sich die dumpfen Mauern,
Wie wandelt sich in Licht das Frauenn.

Der Arbeit stolze Lieder schallen,
Wölbt Herzen euch zu Bogenhallen,
Bereitet euch, nach Nacht und Vangem
Den Frühling festlich zu empfangen.

Der Maiwind singt in Gras und Blüte
Und Sonne strahlt voll warmer Güte.
Laßt rote Fahnen in den Lüften wehen.
Steig auf, du Volk, zu deinem Aufstehen.

Wie Friedensglocken läßt die Lieder tönen,
Ein Drückerfang, die Erde zu versöhnen.
Laßt alle Arbeit eurer Hände schweigen,
Denn eure Zukunft will sich herrlich zeigen.

Dem ersten Mai, aus Not und Kampf gestiegen,
Laßt eurer Sehnsucht heiße Wünsche fliegen!
Dem ersten Mai sei kämpfendes Geloben,
Bis alle Nachtigal wie ein Rauch zerstoßen!
Drum Söhnlein!

Nerven an. Ohne Befriedigung, aber völlig zermürbt verlassen die Arbeiter das Werk. Die Entfernungen der Großstadt rauben ihnen dann oft noch Stunden der Freizeit. So wird die Last, die das heutige Wirtschaftsleben auf die Arbeiterfamilie wälzt, immer schwerer. Die Sozialdemokratie kämpft für eine Wirtschaftsgestaltung, die das Wohlergehen der Arbeiterschaft vor allem berücksichtigt. Am 1. Mai fordert sie vor der ganzen Welt die gesetzliche, also durch den Staat gesicherte Einschränkung der Arbeitszeit auf höchstens acht Stunden, damit die Arbeiter die Möglichkeit haben, sich auszuruhen, ihren Körper zu erfrischen und zu pflegen und sich geistig und kulturell zu erziehen.

Am 1. Mai steht auf der roten Fahne der Arbeiterarmee der Achtstundentag, der Frauen- und Jugendschutz. Frauen, bekennet euch zu ihr!

Die Sozialdemokratie steht in Deutschland gegenwärtig in Opposition zu einer Regierung und einer Reichstagsmehrheit, die Gegnerin des Achtstundentages, Gegnerin eines aus-

reichenden Schutzes der Arbeitnehmer überhaupt ist. Die Sozialdemokratie muß jene, will sie ihre politischen Ideen durchsetzen, aus der politischen Macht, aus der Regierung verdrängen und sich an deren Stelle setzen. Ist die Energie, ist der Machtwille der Arbeiterklasse und ihrer Führer wieder stärker als bei den Besitzenden, dann geben die Republik und ihre Verfassung die staatsrechtliche Voraussetzung dafür, dann muß es gelingen, wenn Republik und Verfassung unversehrt bleiben. Darum steht auf unserer roten Fahne des sozialdemokratischen Arbeiterheeres am 1. Mai das schwarzrotgoldene Wappen der Republik. Frauen, feiert mit ihm, daß keiner der Gegner der Republik je wieder wagt, sie anzugreifen!

Der 1. Mai ist ein Tag der Besinnung auf unsern Wollen, des Bekenntnisses zur Arbeiterbewegung, der Feier unseres Glaubens an den Sozialismus. Unsere Gemeinde darf an den Plätzen der Frauen keine Lücken aufweisen.

Frauen, zeigt am 1. Mai, daß ihr den Sozialismus wollt, auch zu ihm bekennt und an die sozialistische Zukunft glaubt!

Die Textilarbeitgeber als Wohltäter.

Gesundheitsfördernde Fabrikarbeit für Schwangere.

Schon vor längerer Zeit hat der Deutsche Textilarbeiterverband Bilder aus der Fabrikarbeit schwangerer Arbeiterinnen als Unterlage für die Forderung nach besserem Schutze veröffentlicht. Einige von diesen Forderungen sind in begrenztem Umfange durch Gesetz, durch Verordnung, durch Entgegenkommen vereinzelter Arbeitgeber erfüllt worden. Daß die Forderungen im Prinzip gerechtfertigt sind und ihre reifliche Erfüllung so bald wie möglich wünschenswert ist, wird von allen sozial denkenden Menschen bis weit ins bürgerliche Lager hinein — das gilt besonders von den Frauen — anerkannt.

Den entgegengesetzten Standpunkt mit brutaler Offenheit klarzulegen, hat der Arbeitgeberverband der Deutschen Textilindustrie unternommen. Er hat eine Eingabe an die Regierungen und Parlamente verfaßt und in einer ausführlichen Schrift „Die Frauenarbeit in der Textilindustrie, mit besonderer Berücksichtigung der Beschäftigung schwangerer Frauen“ (Berlin 1926) seine Ansichten entwickelt. Daß sich auch der Arbeitgeberverband auf ärztliche Gutachten stützt, darf nicht wundernehmen. Handelt es sich doch in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, als das erste Kinderschutzgesetz zustande kommen sollte, ein Arzt, der öffentlich erklärte, daß die 13- bis 14stündige Fabrikarbeit in erzieherischer und gesundheitlicher Beziehung unbedenklicher sei als das mühsame Leben, das die Kinder führen würden, wenn die Industrie sie nicht beschäftigte. Ähnlich wird auch in der genannten Schrift argumentiert, die Arbeit in der Textilindustrie sei leichter als die Arbeit, die mit der Versorgung von Haushalt, Mann und Kindern verbunden ist. Dabei wird nur übersehen, daß hier kein Entweder—Oder, sondern ein Sowohl—Als auch in Betracht kommt, weil die Arbeiterin, die für andere spinnet und webt, für sich selbst bei dieser Beschäftigung keine Seide spinnet, also nicht in der Lage ist, die häusliche Arbeit einer bezahlten Hilfe zu übertragen. Sie muß vielmehr ihren Haushalt noch neben ihrer Fabrikarbeit besorgen, ganz abgesehen von der sonstigen Anfechtbarkeit des Vergleichs mit der Hausarbeit, die den Vorzug hat, elastischer zu sein und die man überdies im Dienste seines persönlichsten Interessentums versteht. „Es steht“, so heißt es in der Schrift, „ganz bei den Schwangeren selbst, Bewegungen zu vermeiden, die ihnen bei ihrem Zustand schwer fallen oder gar nachteilig sein könnten.“ Das mag vielleicht hier und da zutreffen, aber verallgemeinert darf das ganz gewiß nicht werden in einer Zeit, in der jede Frau, die noch in Arbeit steht, es ängstlich vermeiden muß, besondere Rücksicht für sich zu verlangen. Von den Bewegungen aber, die bei der Beschäftigung in der Textilindustrie unerlässlich sind, wird behauptet, daß „Gehen und Stehen, Heben und Ziehen, sich Strecken und Bücken“ den Schwangeren nicht schade, daß vielmehr die Fortsetzung ihrer Arbeit bis kurz vor der Niederkunft geeignet sei, die Geburt günstig zu beeinflussen. „Die Bewegung bei der Arbeit, wie die möglichst lange Beibehaltung der gewohnten Beschäftigung, wirkt sogar für die künftige Geburt günstig“, steht da wörtlich zu lesen.

Neht also erkennen wir endlich: die Tuchfabrikanten sind die großen Wohltäter der schwangeren Frauen und ihnen ist es zu danken, wenn die schwere Stunde leichter wird! Es ist immer förderlich, wenn ein Standpunkt klar vertreten wird. Darum können wir es auch nur begrüßen, daß der krasse Arbeitgeberstandpunkt wieder einmal ganz deutlich zum Ausdruck kommt. Die Schrift bringt uns zum Bewußtsein, wie sehr auch heute noch die Arbeiter im Kampf um Durchführung sozialer Maßnahmen auf ihre eigene Kraft gestellt sind. Die großen Arbeitgeberverbände vertreten unerschrocken ihren Herrenstandpunkt und zeigen uns, daß nur mit gewaltigem Zwange der notwendige Arbeiterschutz durchgeführt werden kann.

Zur Berufswahl in letzter Stunde.

Die Unübersehbarkeit des Wirtschaftslebens, der Mangel an Lehrstellen und die allgemeine Unsicherheit bewirken, daß zurzeit noch eine größere Anzahl der zu Ostern Schulentlassenen unschlüssig sind, was sie werden sollen. In vielen dieser Fälle kommt man deshalb zu keinem Entschluß, weil das Mädel zwar einen ausgesprochenen Wunsch hat, die Eltern aber aus irgendeinem Grunde nichts davon wissen wollen. Im allgemeinen sollten sich die Eltern freuen, daß ihr Kind überhaupt weiß, was es will. Ablehnung ist nur angebracht, wo der Wunsch nicht Ausdruck einer echten Berufseignung ist, sondern z. B. einer Modetorheit entspringt, oder dem Verlangen, daselbe zu tun, was die Freundin tut oder einen besonders „feinen“ Beruf zu ergreifen. Hier müssen die Eltern aufklären, indem sie vor allen Dingen den Wert jeder ehrlichen Arbeit betonen und zeigen, daß es gar keine „feinen“ und nicht „feinen“ Berufe gibt, sondern daß jede den Beruf so fein oder unfein macht, wie sie selbst ist, mit anderen Worten, daß jede sich ihre Stellung im Beruf selbst schafft.

Handelt es sich aber um eine echte Neigung, so sollten die Eltern sich hüten, abzuraten, denn die Neigung zeigt die Eignung an. Je größer die Eignung, um so besser die Leistungen und folglich auch die Erwerbsaussichten, ganz zu schweigen von der Befriedigung durch die Arbeit.

Daraus folgt, daß es gar nicht nötig ist, voller Sorgen nur auf die ungünstigen Erwerbsaussichten des ersehnten Berufs hinzuweisen. Ein Beruf, der die Grete glänzend ernähren wird, weil sie Lust und Liebe dazu hat, wird der Frieda vielleicht nicht das tägliche Brot geben. Das gilt wenigstens für alle Berufe, die nicht im Beamtenverhältnis ausgeübt werden. Es ist wohl begreiflich, daß die Eltern sich bei der Berufswahl sorgenvoll mit den wirtschaftlichen Aussichten auseinandersetzen, aber kann man wirklich die künftigen Aussichten übersehen, auf die es doch allein ankommen kann? Bis eine Berufsausbildung abgeschlossen ist, kann ein heute überfüllter Beruf wieder ausnahmefähig sein und umgekehrt. Selbst diejenigen, die sich berufsmäßig mit der Beobachtung des Arbeitsmarktes beschäftigen, vermögen nur einzelne Entwicklungstendenzen zu erkennen und so die Aufnahmefähigkeit bestimmter Berufe bis zu einem gewissen Grade vorauszufragen. Das ist z. B. zurzeit für den Beruf der Kontoristin der Fall. Es ist durchaus zu begrüßen, daß jetzt endlich der übergroße Zudrang in die Handelsbureaus nachgelassen hat, und wir wollen uns hüten, gerade diesen Beruf besonders zu empfehlen. Wirklich geeignete, erstklassige Kräfte sind allerdings auch noch hier unterzubringen, aber die vielen, allzuvielen gehen einem Hungerdasein entgegen. Die ganze volkswirtschaftliche Entwicklung mit ihrer Tendenz zur Zusammenlegung von Untersuchungen, Verbreitung von arbeitsparenden Maschinen auch im Handel (Hollerithsystem, Rechenmaschinen u. a. m.) läßt mit Sicherheit erwarten, daß die Aufnahmefähigkeit für kaufmännische Bureauangestellte begrenzt bleibt.

Es ist nicht ratsam, bestimmte Berufe ohne Ansehen der Person zu empfehlen, weil alles darauf ankommt, wofür sich die einzelne eignet. Nur der allgemeine Gesichtspunkt sei hervorgehoben, daß die Berufswahl der Töchter in einer Zeit, in der ein Frauenüberschuß von über zwei Millionen besteht und auch die Ehe in unzähligen Fällen nicht vom Erwerbszwang entbindet, genau so ernst zu nehmen ist wie die Berufswahl der Söhne, und daß die Ausbildung ebensolche Opfer wert ist. Im übrigen sei dringend empfohlen, im Einzelfall Rat und Auskunft in den städtischen Berufsämtern einzuholen, die auch häufig eine Hilfe vermitteln können, wenn eine echte Berufseignung und Begabung vorliegt, die Kosten der Ausbildung aber die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit der Eltern übersteigen. *Hilde Grünbaum-Sachs.*

Vorschläge zur Haushaltrationalisierung.

In der „Gesellschaft für Organisation“ beschäftigte man sich im Rahmen eines umfassenden Tagungsprogrammes in zwei besonderen Referaten mit der Haushaltrationalisierung. Es sprachen Frau Dr. Alice Witte über „Rationelle Haushaltsführung“ und Herr Ingenieur Wisoky über „Technische Betrachtungen über zweckmäßiges Hausgerät“. Beide Vorträge wurden durch Lichtbilder ergänzt. Der erste brachte leider wenig Brauchbares, zum mindesten für den Klein- und Proletarierhaushalt. Komplizierte Buchführungen über den Haushaltsetz sind zu veranstalten, ist der allein wirtschaftlichen Proletarierfrau unmöglich, und eine Kartothek über ihre Wäschebestände braucht sie nicht, da sie jedes Stück ihres kleinen Schatzes genau im Kopfe hat. Damit soll nicht gesagt sein, daß nicht auch der kleine Haushalt eine schriftliche Uebersicht brauchte, aber sie müßte viel einfacher gestaltet sein als das von Dr. Witte auf Gutshaushalte und Villen zugeschnittene vorgeschlagene Schema. Die Vortragende regte zwar an, sich Bezugsquellen mit guter Ware und billigen Preisen in der Kartothek festzuhalten, erwähnte aber nicht einmal die Genossenschaft, die der Hausfrau selbst die Möglichkeit des Einwirkens auf die Warenbeschaffung einräumt. Erwähnenswert ist das Prüfverfahren des Reichsausschusses für Lieferbedingungen, durch den die in Hausfrauenverbänden organisierten Konsumenten ebenfalls einen gewissen Einfluß auf die Warenherstellung für den Haushalt gewonnen haben. Bei derart wichtigen Fragen sollte auch die Arbeiterfrau ein Wort mitreden!

Von größerem Interesse war der zweite Vortrag. Immer wieder betonte der Redner, daß zweckmäßige Formen und heroor-

ragendes Material zwar da wären, aber viel zu wenig bekannt. In den Geschäften werden dem Käufer wunderhöne, künstlerisch entworfene Kaffeetassen angeboten, aber auf die Frage, ob man auch damit einstecken könne, wird man verwundert angesehen. Leicht ist es, den Henkel durch zwei Luftlöcher kalt zu erhalten, durch ein Luftloch im Deckel gleichmäßiges Gießen herbeizuführen und durch eine scharfkantige Fülle das Tropfen zu verhindern, — aber wo werden diese einfachen physikalischen Erkenntnisse angewandt? Auf praktische Neuerungen wird in den Haushaltgeschäften oft derart aufgeschlagen, daß sie den breiten Massen keine Erleichterung bringen können. Sein besonderes Interesse hatte der Vortragende den nicht rostenden Messern, Töpfen usw. zugewandt, und empfahl die gar nicht teuren Verfahren der Beschonung und Vernickelung, um sich die Haushaltsgeräte lange zu erhalten. Gute, nicht blätternde Emaille und startwandiges Aluminium, möglichst mit isolierten Griffen, sind zwar anfangs teurer, aber durch die zehnfache Gebrauchsdauer unbedingt dem wertlosen Schund vorzuziehen. Der neuere Funde Faktorlack hält bei nur zweimaligem Anstrich und ist außerdem jodafest. Interessant war ein abgeschrägter Rührlöffel mit innerem Loch, der zweifellos seinen Zweck vollkommen erfüllen dürfte. — In einem Nebenraum waren brauchbare und unbrauchbare Haushaltgegenstände zusammengestellt. Es ist zu hoffen, daß sich diese kleine Ausstellung demnächst zum ersten Haushaltmuseum erweitern wird, um den zeitgemäßen Gedanken der Rationalisierung auch auf das bisher so arg vernachlässigte Gebiet des Haushalts zu übertragen.

Seine Kräuter.

In Norddeutschland unbekannt, aber in anderen Gegenden, vor allem Westdeutschland, sehr verbreitet sind die feinen Würzkräuter. Eine angenehme Beigabe vieler Gerichte, aber oft auch ihr Hauptbestandteil. Jedem Laubgärtner oder dem, der ein eigenes Gartenstückerl hat, ist die Kultur sehr zu raten. Es gehört nur ein geringer Raum dazu. Außer Petersilie, Schnittlauch gehören zu den feinen Kräutern: Estragon, Pimpinelle, Kerbel, Sauerampfer, Borretsch, Kresse, Basilikum und Portulak. Die Kultur ist einfach. Estragon ist eine ausdauernde Staude, Sauerampfer und Pimpinelle sind zweijährig, die anderen einjährige Gewächse. Dill wird nicht dazu gerechnet. Man kann ihn aber feingewiegt zum Salat geben, ohne Zucker natürlich, oder in schwedischer Art feingewiegt aufs Brot. Kresse, aromatisch bitterlich, wird allein oder mit Kopfsalat zu Salat verwendet. Estragon findet seine stärkste Verwendung als Essig, den man zu Salat, vor allem Kartoffelsalat, zu Ragouts, zu Mayonnaisen und sehr vielen kalten Soßen verwendet. Die abgezupften Blätter werden in eine Flasche gegeben, mit Weinessig begossen, mehrere Wochen in der Sonne befüllt. Portulak gibt eine gute Suppe, die Blätter in Fett angebraten, mit Fleischbrühe oder Bouillonwürfeln vergossen, mit einem Eidotter abgerührt und mit geröstetem Brot angerichtet. Sie ist von köstlichem Fruchtgeschmack. Zu Gemüse wird Portulak wie Spinat bereitet, oder man läßt Semmelbrösel in Fett anlaufen, die Blätter darin dämpfen, setzt Wasser, Sahne oder Ei zu. So gibt man es zu Suppenfleisch. Sauerampfer kann wie Portulak zur Suppe bereitet werden oder man kocht ihn mit Milch. Dazu gibt man die Blätter in eine weiße Einbrenne, fügt Wasser, Salz, Milch, auch wohl ein Ei hinzu. Man kann auch Eierlösschen hineinstecken. Als Büree, wie Spinat mit Milch gekocht, wird er zu Kalbsfleisch und Koteletts gegeben. Eine warme Sauerampfersoße zu Suppenfleisch ist: die Blätter in Mehlschwitze mit Mustard, Sahne und einem Ei obrühren. Kerbel wird als Suppe verwendet, in einer weißen Einbrenne mit Wasser gekocht, mit einem Dotter abgerührt, über gerösteter Semmel angerichtet. Man kann auch etwas Sellerie mitkochen. Basilikum ist eine feine Soßenzugabe zu Fleisch, z. B. Kalbsfricassee, Rinderschmorbraten. Am häufigsten werden die ganzen Kräuter vereint angewendet, die Menge richtet sich nach der Geschmacksstärke. Pimpinelle muß vorsichtig verwendet werden. Feingehackt werden sie alle zu Salat gegeben, der mit Essig, Del, Pfeffer, Salz oder saurer Gurte bereitet ist. Ganz vorzüglich ist eine Kräutersoße, die sich Jahre hindurch aufheben läßt. Man nimmt zwei Hände voll feingehackter Kräuter zu 40 Gramm Kapern, 140 Gramm geschnittene Sardellen, Salz, 30 Gramm Zucker, 4 Gramm Pfeffer, Senf, einem Viertelpfund Del und einem halben Liter Eitragmeßsig. Lustdicht verschlossen hebt man sie kühl auf. Alles ist eine höchst billige und abwechslungsreiche Erneuerung des Küchenzettels. Alle Gerichte erfordern kurze Kochzeit und wenig Mühe. So sind sie gerade für den einfachen Haushalt geeignet.

Die Liebesfibel Indiens.

„Refflos glücklich ist nur, wer auch die Gefährtin refflos beglückt.“

In der „Gesellschaft für Sexualreform“ sprachen Herr W. Schöffer und Prof. Sattar Aheiri aus Delhi in Indien über das „Kama Sutra“ und das Liebesleben Indiens.

Wenn man freilich von einem „indischen Liebesleben“ spreche, betonte der erste Redner, so müsse man sich stets vergegenwärtigen, daß Indien ein Gebiet von der Größe Europas umfasse, und daß es demgemäß eben so große Unterschiede in der Bevölkerung aufweist, wie sie z. B. zwischen Spaniern und Russen existieren. — Gemeinlich aber ist nicht nur Indien, sondern dem ganzen Orient

eine große Unbefangenheit in geschlechtlichen Dingen gegenüber dem „verflühten“ Europa, und nur dann können wir indisches Wesen wirklich verstehen, wenn wir es nicht durch die Brille christlicher Geschlechtsmoral betrachten. Gemeinlich ist beiden Religionen auch die Vielweiberei und die Abschließung der Frauen in Harem und Zenana, freilich ist beides ein „Vorrecht“ der Reichen — der Arme nimmt nur eine Frau, und sie muß arbeiten und zum Lebensunterhalt beitragen — ganz so wie ihre europäische proletarische Schwester. — Bei den Hindus besonders ist die Geburt einer Tochter etwas durchaus Unerwünschtes, und mindestens bis 1802 entledigte man sich dieses unwillkommenen Familienzuwachsens oft dadurch, daß man die Mädchen dem elefantentöpfigen Gott Ganesha opferte und sie in seinen immer siedenden Milchtessel warf. Denn neben religiösen Gründen (Frauen dürfen nicht opfern) seien hier auch wirtschaftliche Gründe maßgebend. Eine Tochter zu verheiraten, kostet viel Geld und sei recht un bequem: und dabei muß sie noch vor ihrer ersten Menstruation aus dem Hause gegeben sein! — Die Mädchen werden also schon als Kinder von sieben Jahren verheiratet, bleiben freilich im Hause der Eltern, bis man sie mit großer Feierlichkeit in ihrem zwölften Jahre endgültig weggibt. Damit wird sie zum Eigentum des Mannes, und die Anforderungen, die man an eine indische Frau stellt, sind nicht gering: Schönheit, Sanftmut, Arbeitskraft und Demut werden verlangt, „sie soll ihren Mann anbeten als ihren Gott“, verlangt das Kama Sutra, und auch die moslemitischen Frauen werden ähnlich auf den ihnen gebührenden Platz verwiesen.

Trotzdem aber sei die indische Frau in manchen Dingen glücklicher, als ihre europäischen Schwestern, denn das Wissen um die Liebeskunst sei in Indien keine Geheimwissenschaft wie in Europa, und es werde auch vom Manne verlangt, daß er es verstehe, seine Frau nicht nur zur Befriedigung seiner eigenen Lust zu gebrauchen, sondern auch ihr vollkommene Befriedigung zu verschaffen. Von den Frauen verlange man, daß sie von einer älteren Bewandten, notfalls von einer Hetäre in möglichst allen 64 Liebeskünsten unterwiesen seien — für die Männer aber gibt es das „Kama Sutra“, die „Liebesfibel“.

Prof. Sattar Aheiri ergänzte diesen Vortrag nun durch genauere Zitate aus dem „Kama Sutra“. Vor allem, so führte er aus, kenne man in Indien nicht die Beschränkung auf den Sexualgenuß in der rohesten Form, wie sie in Europa zumeist üblich sei. Das geht schon daraus hervor, daß zu den „64 Liebestünsten“ auch Gesang, Beherrschung eines Musikinstrumentes, Erzählen verlockender Liebesgeschichten usw. gehöre. Denn der Inder wolle mit allen Sinnen genießen, freilich gehöre zu seinem Genuß auch, daß die Frau an diesem teilhabe. Während es in Europa z. B. allen Aerzten bekannt sei, daß viele unglückliche Ehen auf das brutale Vorgehen des Mannes in der Hochzeitsnacht zurückzuführen seien, und daß manche Frau gegen ihren Mann deshalb vom ersten Tage an einen schwer zu verbergenden Haß habe, sei es in Indien dem Manne zur Pflicht gemacht, erst das Vertrauen der Gattin zu gewinnen und mit Zärtlichkeiten und Liebkosungen ihr Sinnenleben zu wecken. Die Verschiedenheit der Lustkurve bei Mann und Weib, von der erst jetzt die Kapazitäten Europas sprächen, sei eine alte Erkenntnis des Orients, und darum fordere sowohl das Kama Sutra wie auch mohammedanische „Liebeschulen“, daß der Mann den eigentlichen Geschlechtsakt durch Zärtlichkeiten und Umarmungen einleite und abklingen lasse. Das Kama Sutra gibt ihm genaue Anweisungen für jede Art der Liebkosung und Umarmung, für jede Art von Küffen und bezeichnet jede erogene (liebeempfindliche) Stelle des Körpers; es macht es dem Manne zur Pflicht, nicht selbstständig nur an den eigenen Genuß zu denken, aber es ermahnt auch die Frau, dem Manne, dessen „feuriges Temperament“ ihn einmal schneller fortreißt, als ihr Gefühl zu folgen vermag, die vollständige Erfüllung ihres Begehrens wenigstens vorzuspiegeln. Denn zum vollkommenen Genuß gehöre es auch, daß der Partner im Liebespiel glücklich sei oder wenigstens glücklich scheine. „Frigide Frauen“, wie in Europa, kenne darum der Orient nicht, denn die Frigidität der Frau sei nur Folge der erotischen Dummheit des Mannes, und das Kama Sutra sei darum in Indien das Lehrbuch aller Glückseligkeiten, das Männer und Frauen dahin führt, wo schließlich kein Lehrbuch mehr vonnöten ist.

Den Vorträgen konnte leider am gleichen Abend keine Diskussion folgen; trotzdem hier eine Aussprache hätte recht wertvoll werden können. Denn die Geschichte von der „Liebesfibel“ ist kein Witz und keine Spielerei. Alle Aerzte und Psychiater wissen, wie unendlich viel Unheil aus der erotischen Unerfahrenheit und Selbstsucht des Durchschnittsmannes resultiert, an wie vielen „Nervenleiden“, an wie vielen Ehetragödien nur die Tatsache Schuld ist, daß Mann und Frau nie beieinander Befriedigung finden und nicht gelernt haben, ihren gegenseitigen Wünschen entgegenzukommen, ja, gegenüber diesen Dingen nur eins kennen: Schweigen und Heuchel. Die Weisheit indischer Liebestun: „Nur der ist wahrhaft glücklich, der auch die Gefährtin refflos glücklich macht“, steht hoch über der Brutalität und Selbstsucht des europäischen Sexuallebens, in dem, nach vorsichtiger Schätzung von Fachärzten und Psychiatern, 40 Proz. aller Frauen nie zu sexueller Befriedigung gelangen und von den anderen die Mehrzahl diese nicht durch den Ehemann erlangen. . . Alle Kulturvölker des Orients haben „Liebesfibel“ — von Japan bis Persien, aber in Europa hat die moralkausale Scheinheiligkeit alle naive Sinnenslust mit einer Tünche von Dred und Unfist überzogen, und aus blühenden Wiesen frohen Genießens Sümpfe voll Elend und Unglück geschaffen. R. Ewald.

„Dornröschensaal.“

Nicht immer auf der Heide waren diese Röslein gebrochen — die hier sich und well auf harten Pflastersteinen lagen, sondern meistens im sprudelnden Großstadtsumps; im brodelnden Verkehrsleben der Straße . . . Doch hin und wieder waren auch Heideröslein unter diesen gebrochenen Menschenblumen im Dornröschensaal des Frauengefängnisses.

Es war da ein zwanzigjähriges, schön gewachsenes, braunäugiges Mädchen aus der Gegend der märkischen Heide, die üppigen braunen Zöpfe waren noch nicht zum Bubikopf abgeschnitten. Wir wurden zusammen zur „Sprechstunde“ nach dem Vordergebäude geführt und einstweilen gemeinsam in die enge dumpfe Wartezelle des Männergefängnisses geführt.

Es ist eigentlich auffallend, wie bereitwillig und gern die Gefangenen sich gegenseitig ihr Mißgeschick offenbaren; doch dieses Mädchen schien schweigsamer zu sein und musterte mich verstohlen von der Seite. Dabei hatte sie ein offenes Gesicht mit klaren reinen Zügen, aus denen noch nicht alle Scham geschwunden schien. Immer wieder mußte ich in dieses reizende Mädchen Gesicht sehen und dachte dabei: Wo hast du deine Mutter? Konnte Sie dich nicht besser hüten?

Durch meinen teilnehmenden Blick schien sie Vertrauen zu mir zu fassen und bald befanden wir uns in einem Gespräch. Vater und Mutter hatte sie nie gesehen. Die Mutter war bei ihrer Geburt gestorben — und von einem Vater war nichts bekannt. Bei der Großmutter war sie erzogen worden, die eine alte Gutsarbeiterin und schon lange Witwe war. Elisabeth wurde sie nach der verstorbenen Mutter getauft, hier in Berlin aber nannte sie sich „Lissi“.

Elisabeth war bei der Gutsheerrschaft in der Küche tätig und als fleißiges und lustiges Mädchen allgemein beliebt. Da kamen eines Tages neue landwirtschaftliche Maschinen aufs Gut und mit ihnen fremde Monteure, darunter auch ein lustiger Berliner. Nun erfüllte sich an Elisabeth der Witter Schicksal; sie lernte der Liebe Lust und Leid kennen. Als die neuen Maschinen aufgestellt waren, und die fremden Monteure wieder nach Berlin zogen, ging Elisabeth mit dem lustigen Berliner auf und davon.

Allabendlich war Elisabeth mit dem Berliner in der Heide umhergestreift — bis das Unausbleibliche geschehen war — sie fühlte sich schwanger und wollte nun auf keinen Fall im Dorfe bleiben. Der Berliner nahm sie mit nach Berlin, war seine Leidenschaft für dieses frische Mädchen doch noch nicht verrückt, auch wußte er — wie er Elisabeth wiederholt versicherte, Rat — ihren unerwünschten Zustand zu beseitigen, und das törichte Mädchen — blind vor Liebe — vertraute sich ihm ganz an. Nun begann für die ersten Wochen in Berlin ein lustiges Leben für die Beiden. Die gefällige Wirtin des gewissenlosen Verführers nahm auch das Mädchen bei sich auf und später auch in Behandlung.

Elisabeth kam ins Krankenhaus und als sie nach schwerer Krankheit entlassen wurde — hatte ihrer eine furchtbare Enttäuschung: Ihr ehemaliger Liebhaber hatte eine andere gefunden und bei seiner Wirtin einquartiert. Nun wollte diese Elisabeth nicht mehr aufnehmen und rat- und hilflos irrte das enttäuschte Mädchen in den Straßen umher. Im Wartesaal des Schlesischen Bahnhofes kaufte sie sich eine Tasse Kaffee und ein Bröckchen und zählte ihre Barschaft — doch wollte es für eine Heimreise zur Großmutter nicht mehr reichen.

Ein junger, stolt aussehender Mann, der in der Nähe saß, hatte schon lange die hübsche — jetzt blasse Elisabeth mit den starken Zöpfen und den großen dunklen Augen beobachtet; er kam wie von ungefähr näher und verwickelte die Unerfahrene in ein Gespräch. Bald wußte er, was er wissen wollte, und bot der Ratlosen ein Quartier in seiner Wohnung an, versprach ihr sogar ein eigenes Zimmer. Elisabeth nahm vertrauensvoll an, in der festen Absicht, sich in den nächsten Tagen Arbeit zu suchen.

Doch dazu sollte es gar nicht kommen — denn das unglückliche Mädchen war in die Hände eines „Zuhälters“ gefallen — dessen Geliebte zurzeit auf ein Jahr im Frauengefängnis Barnim interniert war. Dieses wußte Elisabeth allerdings nicht. Nun begann wieder ein lustiges Leben für die leicht zu Betörende; von einem Vergnügungsort ins andere ging es. Elisabeth wurde in Männerkreisen bekannt verehrt und begehrt und lernte es bald: dem unaufälligen Zwang ihres Liebhabers und der Not gehorchend — sich für Geld und Geschenke hinzugeben. Wenn Elisabeth sich, angewidert von dem unmoralischen Treiben — nach Arbeit umsehen wollte, drohte ihr Liebhaber mit einer Anzeige und schreckte zuletzt auch nicht vor Mißhandlungen zurück; dabei besah er das gewinnbringende Talent: durch abwechselnde Liebesergüsse die unglückliche Elisabeth so zu fesseln — daß sie voll und ganz zu ihm in sexueller Hörigkeit stand. „Ich kann von dem Manne nicht lassen,“ so waren ihre eigenen Worte.

Als sie eines Abends mit einem angetrunkenem „Berehrer“ ins „Absteigequartier“ ging und der „Galan“ nach gehabtem Genuß sie prellen wollte — ließ sie sich in ihrer Verzweiflung hinreißen, in einem unbewachten Augenblick ihm seine Börse zu stehlen. Der Betrunkene lag im festen Schlaf und Elisabeth konnte sich heimlich entfernen.

Atzenden Herzens brachte sie ihre Beute heim und wurde von ihrem Zuhälter mit überschwenglicher Liebe belohnt. Einige Tage später — Elisabeth wollte gerade auf Anraten ihres Zuhälters sich einen Bubikopf schneiden lassen, erebte sie ihr Geschick. Als

Elisabeth, die sich eigentlich „Lissi“ nannte, den Laden ahnungslos betrat, sah der Bestohlene eingeseift unter dem Rasiermesser und Elisabeth erkannte ihn nicht sogleich, er selbst aber hatte die Diebin wiedererkannt.

Elisabeth mußte in einem anderen Raum warten. Während dem entfernte sich der Bestohlene und ging zu der in der Nähe befindlichen Polizei. Gerade wollte der Barbier die Schere ansetzen, um Elisabeths Zöpfe abzuschneiden — da ging die Tür auf — zwei Männer riefen ein gebieterisches „Halt!“ Und dem verblüfften Barbier fiel vor Schreck die Schere aus der Hand . . .

Elisabeths Zöpfe waren gerettet — sie selbst aber wurde verhaftet und dem Polizeipräsidenten als heimliche Prostituierte und Diebin zugeführt. Doch ein Unglück kommt selten allein; bei der ärztlichen Untersuchung erfuhr sie, zu ihrem Schrecken, daß sie geschlechtskrank sei. Sie kam in einen Saal, wo schon mehrere Leidensgenossinnen ihrem traurigen Schicksal entgegen harrten. Dieser Saal wurde von den Inassin, seiner Abgeschlossenheit von den anderen Kranken wegen, der „Dornröschensaal“ genannt.

Nun weckte Elisabeth oder „Lissi“, wie sie sich mit Vorliebe nannte, im „Dornröschensaal“ und hatte hier sogar einige „Belannte“ aus ihrem letzten Berliner Leben gefunden. „Mensch!“ hatte ein lustiger blonder Bubikopf zu ihr gesagt — „wenn du wieder raus kommst — laß dir ein Buch geben, dann bist du unter Sitt und brauchst nicht immer Angst vor Anzeige haben, ich mach det so, wenn id raus komme! Und du bei deiner schönen Figur kannst vilte Geld verdienen!“

Weinend erzählte mir Elisabeth diesen „gut gemeinten“ Rat ihrer Leidensgenossin — da öffnete sich die Tür und wir wurden wieder ins Frauengefängnis abgeführt.

Als die Aufmerksamkeit der begleitenden Beamtin durch eine andere Gefangene abgelenkt wurde, flüsterte mir Elisabeth zu: „Der Pfarrer hat für mich an meine alte Großmutter geschrieben. Vielleicht darf ich wieder nach Hause kommen, ich möchte so gerne von Berlin fort!“ Ich flüsterte zurück: „Wenden sie sich an Frau Oberin, schreiben sie ihre ganzen Erlebnisse in einem Brief und ihnen wird bestimmt geholfen.“ Noch einen aufmunternden Blick konnte ich dem Heideröslein zuwenden, dann wurden wir getrennt. Die Tür zum „Dornröschensaal“ wurde aufgeschlossen und ich konnte noch einen Blick hineinwerfen — da lagen sie — die einst so hoffnungsvollen Menschenblumen — noch jung, well, bleich und abgezehrt; von innerer und äußerer Qual gequält. Auch einige lustige sah ich herum springen, doch diese waren meistens die Hoffnungslosesten unter ihnen und hatten sich in ihrem verfehlten Dasein eine gewisse Lebenskunst zu recht gezimert, ihre Hoffnungslosigkeit und ihr Elend unter einer burschikosen Fröhlichkeit zu verbergen. Diese gehörten auch meistens zum „Stamm“ der Frauengefängnisse und hatten schon manchen „Dornröschensaal“ kennen gelernt.

Den Männern aber, die als Richter über diese gebrochenen Menschenblumen urteilen müssen, möchte ich des großen Nazareners Worte zurufen: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werse den ersten Stein auf sie.“ Denn ihr Männer in Ornat und Würden, nur wenige sind unter euch, die nicht in lustiger Studenten- oder Reserendarzeit eine Mädchenblume leichtsinnig getnickt! Und bedeutete für manches Mädchen so ein Erlebnis der erste Anlaß zu einem verfehlten Leben. Wie heißt es doch weiter in dem Buch der Bücher als Christus sagte: „Wer unter euch ohne Sünde ist, der werse den ersten Stein auf sie — da sie aber das hörten, gingen sie hinaus, von ihrem Gewissen überführt einer nach dem andern; von den Vornehmsten an bis zu den Geringsten.“ Fanny Hoffmann.

Erholung für überarbeitete Hausfrauen.

Wenn man einen Halbwüchsigen fragt, was die Mutter arbeitet, so bekommt man oft die Antwort zu hören: „Mutter arbeitet nicht.“ Ob sie eine große Kinderschar zu versorgen hat, morgens als erste auf den Beinen ist und abends als letzte zu Bett geht, spielt dabei keine Rolle. Sie verdient kein Geld, folglich „arbeitet“ sie nicht. Welche Unterschätzung der Hausfrauenarbeit liegt in dieser gedankenlosen Antwort! Ganz allmählich beginnt man jetzt zu erkennen, welche Unsumme von Kraft in täglicher stiller Kleinarbeit von der Hausfrau und Mutter im Dienst ihrer Familie verausgabt wird. Unter den unerhörten Anforderungen der Kriegs- und Nachkriegszeit sind viele gesundheitlich zusammengebrochen, aber für keinen Beruf, für keinen Stand gab es so wenig Erholungsmöglichkeit wie für die Hausfrau und Mutter. Neuerdings hat man darum begonnen, eine Erholungsfürsorge für die überbürdeten unter den Hausfrauen zu schaffen, freilich zunächst erst in kleinstem Maßstab. Im letzten Sommer sind in Frankfurt a. M. 60 Frauen für vier Wochen verschickt worden, und 25 Hausfrauen aus Chemnitz konnten sich in städtischen Heimen erholen. Natürlich muß in dieser Zeit für Mann und Kinder gesorgt werden, denn welche Frau könnte sich wohl erholen, wenn sie in Ursache darüber ist, wer sie daheim vertritt? Darum ist mit dieser Art von Erholungsfürsorge besonders viel Arbeit verbunden, und dies erklärt die geringen Zahlen. Aber der Anfang ist gemacht, und wir können nur wünschen, daß sich alle weiblichen Stadtverordneten für die Sache interessieren und dafür eintreten, daß auch ihre Stadt dem schönen Vorbild von Frankfurt und Chemnitz folgt. H. G.-S.